

Leseprobe aus:

Alem Grabovac

Die Gemeinschaft der Diebe



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER

hanserblau

Alem Grabovac

Die Gemeinheit der Diebe

Roman

hanserblau

Dieser Text enthält diskriminierendes Vokabular im Kontext der handelnden Figuren, spiegelt jedoch nicht die Meinung des Autors oder des Verlags wider.

I. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-27938-4

© Alem Grabovac 2023

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Gaeb & Eggers

© 2024 hanserblau

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: FAVORITBUERO, München

Motiv: Antony Barbour © Arcangel Images;

© arigato / Shutterstock

Foto des Autors: © Paula Winkler

Satz im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

Kapitel 1

Am orangenen Tag

Was bleibt von einem Leben, das nie gelebt wurde? Diese Frage hatte mir Mutter mit ihren großen schönen braunen Augen vor ein paar Wochen gestellt. Wir saßen auf dem Balkon ihrer Wohnung in der Frankfurter Rothschildallee und tranken Kaffee, während das Nachmittagslicht schräg durch die sattgrünen Wipfel der Hinterhofbäume fiel. Mutter war erschöpft, wirkte abwesend und die Angst vor der Angst stand ihr ins Gesicht geschrieben. Seit Monaten schon litt sie unter Wahnvorstellungen. Sie hörte Dušans Geist im Kleiderschrank klopfen, konnte kaum einen klaren Gedanken fassen und besuchte die Veranstaltungen von Braco, einem Wunderheiler, der angeblich allein durch seinen Blick die Menschen von ihren Dämonen erlösen konnte.

Mutter war einundsiebzig Jahre alt, hatte ihr Leben lang in Fabriken geschuftet, war immer an die falschen Männer geraten, hatte oft falsche Entscheidungen getroffen und nur selten Glück gehabt. Ich wollte ihr helfen, war jedoch machtlos gegen die dunklen Bilder in ihrem Kopf. Nachdem sie mir die Frage gestellt hatte, sank sie wieder in sich zusammen, hielt sich an der Kaffeetasse fest und starrte ausdruckslos auf die Hinterhofbäume, deren Blätter sich nur hauchzart im Wind bewegten. Mir fielen Dutzende, ja Hunderte und letztlich nicht eine einzige Antwort auf ihre Frage ein. Obwohl ich in einer Pflegefamilie aufgewachsen war und wir in gewisser Weise unser Leben als Mutter und Sohn verpasst

hatten, liebte ich sie sehr. Ich stand auf, nahm sie in die Arme und strich ihr behutsam über das immer noch volle, lockige Haar.

»Wir kriegen dich da wieder raus, Mama. Auch wenn es vielleicht Zeit braucht. Aber ich verspreche dir, dass wir dich da wieder rausbekommen und es dir schon bald wieder besser gehen wird.«

Sie lächelte sanft und sagte nichts.

Ihr Leben war von Anfang an ein Kampf gewesen. Im Juni 1949 wurde meine Mutter, nachdem die Nabelschnur sich mehrfach um ihren Hals gewickelt und sie beim Geburtsvorgang beinahe erdrosselt hatte, in der neu gegründeten Sozialistisch Föderativen Republik Jugoslawien geboren. Der Zweite Weltkrieg war noch lebhaft in Erinnerung, ihr Vater hatte als Partisan gegen die Deutschen gekämpft, sein bester Freund Ivo wurde von einer Granate zerfetzt, das Land lag in Trümmern und die auf den Schlachtfeldern gefallenen Ehemänner, Väter, Brüder und Söhne hinterließen eine schmerzhaft Lücke im Kreis ihrer Angehörigen. Immerhin sollten ihre Opfer nicht vollkommen sinnlos gewesen sein: Man hatte ohne den Beistand der Roten Armee die faschistischen Besatzungsmächte besiegt und Josip Broz Tito, der charismatische Anführer der kommunistischen Brigaden und spätere Staatspräsident, versprach seinem Volk den raschen Wiederaufbau, die Abkehr von der stalinistischen Sowjetunion, uneingeschränkte Reisefreiheit in den Westen und eine herrschaftsfreie, klassenlose Zukunft ohne Not und Armut. Alle Jugoslawen – von den schneebedeckten Alpen im nördlichen Slowenien bis hinunter zu den Ufern des blau schimmernden Ohridsees im südlichen Mazedonien, verkündete Tito in seiner mit unzähligen Orden behangenen Paradeuniform auf dem ersten kommunistischen Parteikongress nach dem Krieg – sollten gleichermaßen vom gesellschaftlich produzierten Reichtum profitieren.

Mit ihren vier Geschwistern wuchs meine Mutter in Maovice auf, einem kleinen Dorf im kroatischen Hinterland. Es war ein steiniger Landstrich im Karstgebirge, den die Moderne noch kaum berührt hatte. Es gab keine asphaltierten Straßen, keine Kanalisation, kein fließendes Wasser, keinen Strom und keine industriellen Betriebe. Es blieb allein die Landwirtschaft. Der Boden war jedoch nicht besonders fruchtbar, die Viehzucht warf nur ein paar Dinare ab und so versuchten die Dorfbewohner mit dem Anbau von Getreide und Mais einigermaßen über die Runden zu kommen. Auch ihre Eltern Milica und Petar waren Bauern. Sie lebten von der Hand in den Mund. Obwohl die Adria keine siebzig Kilometer entfernt lag, konnte sich die Familie einen Ausflug dorthin nicht leisten. Meine Mutter lernte nie zu schwimmen. Das Meer sollte sie erst viele Jahre später sehen.

Nach der Schule musste sie die Kühe auf den Feldern hüten, mit der Mistgabel den Stall säubern, Wasser vom zwei Kilometer entfernten Brunnen heranschleppen und damit die Wäsche mühsam in einem kleinen Bottich auswringen. Zum Spielen blieb keine Zeit. Abends gab es zumeist nur eine karge Suppe. Wenn ihr Vater, der vom Krieg traumatisiert war, besoffen aus der Dorfkneipe kam, verprügelte er oft die Mutter und manchmal auch die Kinder. Sie besaß kein eigenes Bett. Im Winter schlief sie neben ihren Geschwistern auf dem knarzenden Dielenboden im Wohnzimmer über dem Stall mit nur einer dünnen Decke bedeckt hungrig und zitterig ein. Die Toilette befand sich draußen im Gebüsch, von einem Bad konnte sie nur träumen. In der Schule, die unten im Tal in Vrlika lag, machten sich ihre Klassenkameradinnen über ihre schäbigen Kleider lustig und vor dem Lebensmittelladen von Herrn Mitanović starr-

te sie eine kleine Ewigkeit in dessen Schaufensterscheibe, bevor sie den Berg wieder hinauf in ihr Dorf musste. Sie fühlte sich zu schmutzig, um den Laden zu betreten, und besaß nicht einmal die paar Dinare, um sich eines dieser kleinen bunten Bonbons zu kaufen, die so verheißungsvoll in einem Glasbehälter neben der Kasse lagen. Oft schossen ihr vor Verzweiflung die Tränen in die Augen.

Es war nicht alles schlecht in Maovice. Da war der Maulbeerbaum in der Mitte des Dorfplatzes, der im Mai aufblühte und dessen schwarzblaue Früchte an heißen Sommertagen so herrlich süß und säuerlich zugleich schmeckten. Die langen Wanderungen mit ihrem Vater Petar ins Svilaja-Gebirge, um dort, umgeben von naturbelassenen Wäldern und geheimnisumwobenen Burgruinen, Wildkräuter, Pilze und Brennholz zu sammeln. Die sonntägliche Messe in der Kirche Sveti Jure mit ihrem betörenden Weihrauch, ergreifenden liturgischen Gesängen, den inständig um göttlichen Beistand flehenden Gebeten und dem in seiner schwarzen Soutane äußerst gut aussehenden Priester Božović, der so wortgewandt über die unermessliche Barmherzigkeit des Herrn und Schöpfers aller Dinge predigen konnte. Und da waren die endlos erscheinenden schwülen Sommernächte, in denen sie sich manchmal, begleitet vom lauten Zirpen der Zikaden, auf dem Heuhaufen hinter dem Haus bei jeder am Firmament aufleuchtenden Sternschnuppe etwas wünschte und danach hoffnungsvoll einschlief.

Als meine Mutter jedoch im August 1965, mit sechzehn Jahren, über ihren Bruder Jozo, der das Dorf schon lange verlassen hatte, um in einem Zagreber Restaurant zu arbeiten, das Angebot bekam, dort als Küchenhilfe für den Abwasch anzufangen, brauchte sie nicht lange darüber nachzudenken. Titos versprochener Aufschwung hatte die Berge nie erreicht, ihre Gebete waren nicht erhört worden und ihre Wün-

sche nicht in Erfüllung gegangen. Sie lehnte sich gegen das Schicksal auf, wollte keine Gefangene der Armut bleiben, packte einen kleinen Koffer, verabschiedete sich tränenreich von ihren Eltern, die sie trotz aller Entbehrungen abgöttisch liebte, versprach ihrer Mutter Milica, sie immer mit dem in der Fremde verdienten Geld zu unterstützen, und fuhr allein in die große Stadt.

Zagreb war laut, dunkel, kalt und schmutzig. Meine Mutter schuftete täglich vierzehn Stunden in der fensterlosen Küche des Restaurants, polierte wie am Fließband Messer, Gabeln, Löffel und Gläser, schrubhte mit ihren bloßen Händen die angebrannten Pfannen und Töpfe sauber und fiel abends todmüde ins Bett. Sie lebte in einem winzigen Zimmer im Dachgeschoss eines maroden Altbaus, das weder eine Heizung noch ein Bad besaß, kochte ihr Essen auf einer verrosteten Herdplatte und musste sich die verdreckte Toilette, die sich im Flur auf halber Treppe befand, mit den anderen Bewohnern teilen. Das Tageslicht sah sie nicht oft und vom pulsierenden Nachtleben bekam sie kaum etwas mit.

Meine Mutter war eine hübsche Frau. Sie hatte brünett gelockte Haare, ein kantiges Gesicht mit hohen Wangenknochen und einer schmalen Nase, besaß einen kleinen robusten Körper mit schönen Brüsten und braune Augen, die einen immer etwas zu unschuldig anschauten. Sie fing eine Affäre mit einem Kellner des Restaurants an, der sie jedoch nach nur wenigen Wochen kaltherzig entsorgte. Sie hatte Liebeskummer, weinte oft, ihre Hände wurden vom vielen Abwasch rau und rissig, ihre Beine schwellen vom stundenlangen Stehen an und schmerzten schon beim Aufwachen in aller Herrgottsfrühe.

Um zu vermeiden, dass ihr Vater sofort alles in der Dorfkeipe versoff, schickte sie einen Teil ihres ersten Gehaltes

per Postanweisung an ihre Mutter, kaufte sich ein paar preisgünstige Schuhe in einem drittklassigen Modegeschäft und gönnte sich sogar einmal mit den Frauen aus der Küche einen Konzertbesuch bei Ivo Robić, einem berühmten jugoslawischen Schlagersänger, der so herzergreifend über die Liebe singen konnte. Alles war ein Fortschritt: Anders als in Maovice brauchte sie keinen Hunger mehr zu leiden und war der allergrößten Armut entkommen. Aber zufrieden mit ihrem finsternen Zimmer und dem schlecht bezahlten Job in der Küche war sie nicht.

Anfang zwanzig stieß sie in einer Zeitung auf die Annonce einer deutschen Schokoladenfabrik in Würzburg. Das in Aussicht gestellte Gehalt ließ sie von einem Leben im Wohlstand träumen. Sie bewarb sich. Die Auswanderung war durch das Anwerbeabkommen, das Deutschland mit Jugoslawien ein Jahr zuvor geschlossen hatte, viel einfacher geworden. Der ganze bürokratische Papierkram war nicht mehr nötig. Man musste nur noch einen Zettel unterschreiben und schon konnte es losgehen. Das Abkommen war für beide Staaten vorteilhaft: Die Bundesrepublik bekam dringend benötigte Arbeitskräfte und Jugoslawien konnte sich dadurch eines Teils seiner armen Landbevölkerung entledigen, die kaum eine Ausbildung und nahezu keine Zukunftschancen in der Heimat hatte.

Meine Mutter ging mit weichen Knien zum Vorstellungsgespräch. Eine kleine Delegation der Würzburger Schokoladenfabrik war eigens für diesen Termin nach Zagreb angereist. Sie legte ihr Arbeitszeugnis vom Restaurant vor und wurde von einem jungen deutschen Arzt in einem weißen Kittel, der zur Delegation gehörte, hinter einem Vorhang eingehend untersucht. Sie musste sich bis auf die Unterwä-

sche ausziehen. Das war demütigend, aber sie ließ es über sich ergehen. Der junge Arzt überprüfte ihren Knochenbau, hörte ihr Herz ab und befand sie nach nur wenigen Minuten für gesund und arbeitsfähig. Als sie sich wieder angezogen und mit schamhaft gerötetem Gesicht auf dem Stuhl im Bewerbungsbüro Platz genommen hatte, nickten ihr drei deutsche Männer in dunklen Anzügen, die hinter einem großen Tisch saßen, freundlich zu. Ein paar Wochen später saß meine Mutter mit ihrem kleinen Koffer im Bus nach Deutschland.

Meine Mutter wohnte im Arbeiterinnenwohnheim etwas außerhalb von Würzburg und sortierte Tag für Tag zehn Stunden lang in der Fabrik Pralinen in vorbereitete Schachteln. Sie musste oft daran denken, wie sie als Kind mit schmutzigen Klamotten und löchrigen Schuhen vor der Schaufensterscheibe von Herrn Mitanovičs Lebensmittelladen gestanden und nahezu alles für ein kleines buntes Bonbon oder eine winziges Stück Schokolade getan hätte. Jetzt bekam sie die aussortierte Bruchware haufenweise geschenkt und konnte sich darüber hinaus ein paar gepflegte Winterstiefel, ein hübsches Kleid und sogar ein angenehm duftendes Parfüm leisten. Dennoch litt sie anfangs sehr in der Fremde. Das Zimmer im Wohnheim musste sie sich mit fünf anderen Frauen teilen. Alle stammten sie aus Südeuropa, kamen aus der Türkei, aus Griechenland, Portugal, Italien oder Jugoslawien. Sie versuchten sich mit Händen und Füßen zu verständigen, sehnten sich nach ihren Familien in der Heimat, waren oft unglücklich und hatten kaum Kontakt zu den Einheimischen. Meiner Mutter missfiel die Unordnung, die Enge, die üblen Gerüche, die Ausgangssperre ab 22 Uhr und die ständigen Streitereien zwischen den Frauen im Wohnheim bis spät in die Nacht sehr. Nach einem Jahr zog sie aus. Sie suchte sich ein kleines Zimmer mit Bad und Küche in der Innenstadt, lernte die neue Sprache, überwies Geld an ihre Eltern und arbeitete unermüdlich weiter.

Nur hin und wieder ging sie mit einigen Kolleginnen aus

der Fabrik am Wochenende aus. An einem dieser Abende lernte sie 1973 meinen Vater Emir, einen Bosnier, in einem Tanzlokal kennen. Emir hatte breite Schultern, große Augen, klobige Hände, war lustig und charmant und behauptete, als Automechaniker in einer Werkstatt zu arbeiten. Es war Liebe auf den ersten Blick. Ein paar Monate später heirateten sie auf dem Standesamt in Würzburg. Eine kirchliche Trauung, die sich meine Mutter so sehr gewünscht hatte, war nicht möglich, da er ein muslimischer Bosniake war. Sie übernahm seinen Namen und hieß ab sofort Smilja Grabovac. Schon kurz darauf wurde ihr oft übel und manchmal musste sie sich sogar auf der Toilette übergeben. Als sie den positiven Schwangerschaftstest in ihren Händen hielt, sprang sie vor Freude in die Luft. Ich kam am 2. Januar 1974 im Würzburger Universitätsklinikum zur Welt.

Ihr Glück sollte nur von kurzer Dauer sein. Schnell fand sie heraus, dass Emir nicht die Person war, die er vorgegeben hatte zu sein. Er war ein kleinkrimineller Dieb, klaubte Brieftaschen in der Straßenbahn, in Bussen und in der Einkaufspassage, ging keiner geregelten Arbeit nach, verbubelte sein Geld in Spielcasinos und Kneipen, schlief seinen Rausch oft bis in den Nachmittag aus und war notorisch pleite. Sie musste das Geld verdienen. Auf ihn konnte sie sich nicht verlassen. Aber wohin mit mir? Sie besaß weder Freunde noch Verwandte in Würzburg, bei denen ich hätte unterkommen können. Kindergartenplätze waren rar und die kurzen Öffnungszeiten bis zum Mittag hätten ihr auch nicht geholfen, da sie um diese Zeit noch in der Fabrik arbeiten musste. Auf staatliche Unterstützung durfte sie nicht hoffen. Das Frauenbild der Bundesrepublik war antiquiert. Es gab damals sogar ein Gesetz, in dem es hieß, dass Frauen nur ar-

beiten durften, wenn dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar war. In der Werkskantine saß sie oft mit hängenden Schultern und dem Monat für Monat runder werdenden Bauch vor ihrem Essen. Ayşe, eine junge türkische Kollegin, die von ihrem Mann verlassen worden war, hatte von ihrem Problem gehört. Sie erzählte meiner Mutter von der deutschen Pflegefamilie aus Gerchsheim, einem kleinen Dorf zwanzig Kilometer von Würzburg entfernt, bei der ihre Tochter Dilek unter der Woche lebte. Meine Mutter war sofort interessiert und besuchte die Pflegefamilie an einem Sonntagnachmittag gemeinsam mit Ayşe. Obwohl das Haus sehr gepflegt aussah und Marianne und Robert einen vertrauenswürdigen Eindruck machten, sträubte sich alles in ihr gegen diese Vorstellung. Letztendlich sah sie jedoch keinen anderen Ausweg. Als ich sechs Wochen alt war – mehr Elternzeit wurde ihr damals nicht zugestanden – kam ich zur Familie Behrens. Vater und Mutter sah ich jetzt nur noch an den Wochenenden. Es brach meiner Mutter beinahe das Herz, mich als Baby in die Hände einer fremden Frau geben zu müssen. Das Leben in Deutschland hatte sie sich anders vorgestellt.

Sie flehte Emir an, sich endlich einen anständigen Job zu suchen und Verantwortung für sein Kind zu übernehmen. Mein Vater war jedoch kein Familienmensch: Er lebte in den Tag hinein und drehte weiterhin seine krummen Dinger. Einmal brachte er einen großen Farbfernseher nach Hause. Vielleicht war er geklaut. Vielleicht auch nicht. Er wollte sich unbedingt den Boxkampf zwischen George Foreman und Muhammad Ali in Zaire zu nachtschlafender Zeit live und in Farbe in der kleinen Würzburger Wohnung anschauen.

Meine Mutter schüttelte enttäuscht den Kopf. Anstatt mir Spielsachen oder Kleidung zu kaufen, hatte er mal wieder nur an seinen eigenen Spaß gedacht. Er schwor ihr, sich zu bessern, versprach ihr ständig den Himmel auf Erden, um sie im nächsten Moment schon wieder schamlos zu hintergehen. Sie verschloss die Augen vor der Wirklichkeit und hoffte darauf, dass er sich eines Tages ändern würde.

Zweieinhalb Jahre nach meiner Geburt verließ er uns eines Morgens Hals über Kopf. Er schuldete irgendwelchen Gangstern sehr viel Geld. Sie suchten nach ihm, bedrohten Mutter in ihrer Wohnung. Sie war nicht mehr sicher in Würzburg, musste weg, kaufte sich rasch überregionale Zeitungen, durchkämmte die Stellenanzeigen und fand schließlich durch Paulina, eine Arbeitskollegin, einen Job als Montagearbeiterin in Frankfurt. Marianne, meine Pflegemutter, die sich liebevoll um mich kümmerte, bot ihr an, dass ich so lange bei den Behrens in Gerchsheim bleiben könne, bis sie sich in Frankfurt eingelebt habe. Meine Mutter war vollkommen überfordert mit der Situation und nahm den Vorschlag dankend an. Niemand hätte damals damit gerechnet, dass aus dieser vorübergehenden Vereinbarung ein ganzes Leben werden würde. Meine Mutter besuchte ich jetzt nur noch an zwei Wochenenden im Monat. Ich war noch zu klein, um mich später an meinen Vater zu erinnern.

Emir sah meine Mutter nur noch ein Mal. Man hatte ihn 1980 wegen verschiedener kleinerer Delikte und, was noch schlimmer wog, Beleidigung des Staatspräsidenten zu drei Jahren Gefängnis in Goli Otok, dem wahrscheinlich brutalssten Umerziehungslager in ganz Jugoslawien, verurteilt. Goli

Otok war eine Gefängnisinsel. Im Volksmund nannte man sie das »Alcatraz Jugoslawiens«. Titos Jugoslawien kannte kein Erbarmen mit Menschen, die sich nicht ins kommunistische System eingliedern ließen.

Emir war seit seinem überstürzten Aufbruch an jenem Morgen im Sommer 1976 wie vom Erdboden verschluckt. Meine Mutter erfuhr erst durch ein offizielles Schreiben der Gefängnisleitung von seiner Inhaftierung, verspürte den Drang, sich noch einmal mit ihm auszusprechen, reiste mit dem Bus an die adriatische Küste und wurde in einem Boot, das von Polizisten mit dunkel getönten Sonnenbrillen und Maschinengewehren eskortiert wurde, zur Insel gebracht. Mein Vater wartete bereits abgemagert und mit kurz geschorenen Haaren in der steinernen Besucherbaracke auf sie. Meine Mutter setzte sich mit zittrigen Beinen zu ihm, zeigte ihm Kinderfotos von mir, hörte sich all seine jämmerlichen Ausreden an und erzählte ihm schließlich, dass sie sich in einen anderen Mann verliebt habe. Daraufhin beschimpfte er sie als verflixte Schlampe und drohte ihr damit, eines Tages nach Deutschland zu kommen und mich, ohne dass sie etwas dagegen unternehmen könne, zu sich nach Jugoslawien zu holen.

Sie war sehr verängstigt und geriet in Panik. Nie würde sie den Hass in seinen Augen vergessen. Sie log mich an, erzählte mir später, dass mein Vater ein rechtschaffener Bauarbeiter gewesen war und, einige Jahre nachdem er uns verlassen hatte, auf Montage in Jugoslawien bei einem Arbeitsunfall gestorben sei. Mit dieser Lüge wollte sie ihn und seine Drohung, mich eines Tages zu entführen, ein für alle Mal aus unserem Leben auslöschen. Das war ziemlich mies und gemein von ihr. Denn natürlich suchte Emir niemals nach

mir. Was sollte er, der nichts auf die Reihe bekam, auch noch mit einem kleinen Kind anfangen? Mir hatte sie damit die Chance genommen, meinen Vater kennenzulernen oder ihm wenigstens einmal, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, zu begegnen. Die Wahrheit über meinen Vater sollte ich erst viele Jahrzehnte später, zwei Jahre nachdem er im Mai 2016 tatsächlich in Belgrad verstorben war, von ihr erfahren.

Meine Mutter arbeitete jetzt bei VDO in Frankfurt. An der Werkbank montierte sie in Akkordarbeit Autotachometer. Es war eine Knochenarbeit, die immer gleichen Handgriffe über Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre hinweg gruben sich tief in ihren Körper ein. Ihr Rücken bereitete ihr große Probleme, nachts bekam sie häufig Fieber und manchmal schmerzte ihr rechtes Handgelenk so sehr, dass ihr schwarz vor Augen wurde. Sie biss die Zähne zusammen, schluckte Medikamente gegen die Sehnenscheidenentzündungen, ließ sich nie krankschreiben, fehlte nicht einen einzigen Tag in der Fabrik.

Als ich elf oder zwölf Jahre alt war, holte ich sie hin und wieder, wenn ich bei ihr zu Besuch in Frankfurt war, am Werkstor in der Gräfestraße in Bockenheim ab. Hunderte von Frauen, alle Ausländerinnen, strömten mir entgegen. Wie Mutter hatten sie den ganzen Tag an den Förderbändern geschuftet. Einmal kam ein betagtes Ehepaar vorbei. Es war ein kalter, nebelverhangener Tag im November. Der Mann trug einen schlichten grauen Herrenmantel mit nach oben geschlagenem Kragen. Angewidert drehte er sich zu seiner Frau. »Das ist nicht mehr mein Frankfurt. Diese Ausländer machen unsere Kultur kaputt.« Seine abgrundtiefe Verachtung traf mich damals mehr, als mir lieb gewesen wäre.

Meine Mutter wohnte in einer kleinen Erdgeschosswohnung im Hinterhof der Hanauer Landstraße. Das Viertel war heruntergekommen, der Putz bröckelte von den Wänden der

Häuser, die Straßen waren verdreckt und rochen nach Pisse, Alkohol und Armut. Das nahm sie in Kauf, denn dafür war die Miete billig. Sie unterstützte immer noch ihre Eltern in der Heimat, zahlte für mich eine monatliche Pauschale von hundertsiebzig Mark pro Monat an die Behrens, legte den Rest als Notgroschen zurück. Anfangs hoffte sie noch darauf, dass Emir zurückkehren würde.

Nach zwei Jahren des vergeblichen Wartens verliebte sie sich 1978 in Dušan. Sie hatte ihn auf der Geburtstagsfeier einer Arbeitskollegin kennengelernt. Kurze Zeit darauf zog er bei ihr ein. Dušan war Serbe, arbeitete als Schweißer auf Montage, war großgewachsen, trug einen Vollbart, hatte schwarze Haare, dunkle Augen und kräftige Hände. Anders als Emir schien er fleißig und treu zu sein. Meine Mutter dachte, den perfekten Mann gefunden zu haben. Ich konnte ihn von Anfang an nicht leiden und nannte ihn als Kind, weil er von seinem Äußeren den mexikanischen Gangstern in den Westernfilmen glich, die wir uns am Wochenende in Frankfurt immer anschauten, einfach nur Chico.